

Luise Berthold: Hochschulleben und Hochschulpolitik zwischen 1909 und 1957

Ihre Studienzeit eingerechnet, hat Luise Berthold (1892–1983) fast 46 Jahre ihres Lebens an der Universität verbracht. In seiner scheinbar bruchlosen biografischen Kontinuität wissenschaftlichen Lernens, Forschens und Lehrens zwischen 1909 und 1957 stellt das Leben der Marburger Altgermanistin in der deutschen Wissenschaftslandschaft des 20. Jahrhunderts eine einzigartige Erscheinung dar. Gleichwohl ist ihre Karriere an der Universität alles andere als spektakulär verlaufen; sie rückt vielmehr all diejenigen Verhinderungen, Erschwernisse und Frustrationen in den Blick, welche die erste Generation von Hochschullehrerinnen erwartete, wenn sie sich auf das Wagnis einließ, einen Platz unter Deutschlands Professorenschaft zu beanspruchen. Luise Berthold hat jedoch als eine der wenigen Weimarer Hochschullehrerinnen die Zeit des Nationalsozialismus an der Universität überlebt, und sie hat nach 1945 die berufliche Zurücksetzung von Dozentinnen in der Bundesrepublik hochschulpolitisch thematisiert. Ihre Biografie, die ich im folgenden in drei Schritten darstellen und analysieren werde, stellt damit ein wichtiges Bindeglied zwischen der ersten und den in der westdeutschen Nachkriegszeit folgenden Generationen von Wissenschaftlerinnen dar. Warum Luise Berthold und ihre wenigen Mitstreiterinnen dennoch nur schwerlich attraktive Vorbildfiguren für Studentinnen und junge Dozentinnen in der Mitte des 20. Jahrhunderts sein konnten, möchte ich abschließend erklären.

I. 1909–1923: »Lehrjahre«

Bertholds Weg zum Abitur war bereits von einer Gradlinigkeit geprägt, die für Frauen, die nur wenige Jahre älter waren als sie, noch ganz undenkbar gewesen war. Sie betrat die Berliner Universität im Jahr 1909, d. h. ein Semester nachdem diese ihre Türen allen Frauen geöffnet hatte, und dürfte zu diesem Zeitpunkt mit knapp 18 Jahren eine der jüngsten Studentinnen gewesen sein. Trotz ihrer Jugend und ihres direkten Wegs zur Hochschule verkörperte Berthold jedoch noch lange nicht die »romantische« Studentin, die Marianne Webers berühmter

Typologie von 1917 zufolge diesen bruchlosen Weg zur Hochschule bereits als selbstverständlich ansah, die ähnlich wie ihre männlichen Kommilitonen »vor allem jung sein wollte«, und die die selbstbewussten Kämpferinnen der ersten Stunde deutlich befremdete. (Weber 1917, 181) Alles deutet darauf hin, dass Berthold mit den zumeist deutlich älteren »klassischen« Studentinnen und bereits berufserfahrenen Lehrerinnen viel gemeinsam hatte. Ebenso wie diese hatte sie ein festes Studien- und Berufsziel im Auge und wusste, dass sie ihre Zeit an der Universität zielstrebig und »auf das gewissenhafteste ausnützen musste«. (Weber 1917, 185) Bertholds Vater, ein promovierter Altphilologe und Nationalökonom, war früh gestorben, und es stand außer Frage, dass Berthold zwar studieren sollte, um dann aber als Lehrerin möglichst bald auf eigenen Füßen zu stehen. Vor allem durch diesen ökonomischen Druck kam Luise Berthold als junges Mädchen mit der Frauenbewegung in Berührung. Denn damit ihre Tochter die Hochschulreife so früh wie möglich erreichen konnte, folgte die Mutter dem Rat einer Lehrerin der Schöneberger Mädchenschule, die 16jährige vorzeitig in Helene Langes Realgymnasialkurse zu schicken. Die zwei Jahre von 1907 bis 1909, die Luise Berthold bis zu ihrer Abiturprüfung unter der anspruchsvollen Anleitung von Maria Strinz dort verbrachte, schildert sie in ihren Erinnerungen als die »wichtigsten meiner Ausbildung, ja meines Lebens«. (Berthold 1969, 13) Berthold war die mit Abstand jüngste der zwölf Schülerinnen ihres Jahrgangs dort; dies und wohl auch der Umstand, dass sie dem Unterricht nicht minder gewissenhaft folgte, trugen ihr den Spitznamen »Charakterbaby« ein. Was sie zu Höchstleistungen anspornte, war das Wissen darum, dass Helene Lange sich von ihren Leistungen detailliert berichten ließ, wenn sie auch nicht mehr selbst unterrichtete. »So kam es«, schrieb Berthold im Rückblick, »dass wir uns immer noch etwas als Pionierinnen fühlten, die der großen Vorkämpferin zu Dank zu arbeiten hatten. Durch die Kurse wehte mithin noch etwas von dem wunderbar frischen Wind der sogenannten klassischen Frauenbewegung.« Ähnlich wie Dorothee von Velsen sei sie durch die – wenn auch indirekte – Berührung mit einer der Schlüsselfiguren der Frauenbewegung »angegangen wie ein Licht«. (Berthold 1969, 14; von Velsen 1956, 101)

Mit der Schulzeit endete für Berthold zunächst die direkte Verbindung zur Frauenbewegung. Der »schöne Schwung«, den sie aus Helene Langes Kursen mitbekommen hatte, scheint sie allerdings über massive Feindseligkeiten an der Universität hinweg getragen zu haben. Auch hierin entsprechen Bertholds Erinnerungen Marianne Webers Beobachtungen über Verhalten und Einstellungen von Studentinnen der zweiten Generation.¹ Altgermanistik zu studieren war trotz glänzend bestandenem Abitur und des Rechts auf Immatrikulation in Berlin für sie auch 1909 noch unmöglich. Der Inhaber des wichtigsten Lehrstuhls,

¹ »Diese Zweitgeborenen begegneten im Kreise der Ihrigen und in der Gesellschaft noch mancherlei Widerstand und Misstrauen, Spott und Hohn, fühlten sich aber getragen von einer Gemeinschaft, die ihnen durch gemeinsames Vorgehen die Wege ebnete.« (Weber 1917, 183).

Gustav Roethe, hatte 1908 seinen Ruf nach Berlin nur unter der Bedingung angenommen, keine weiblichen Studierenden in seinen Kollegs und Übungen akzeptieren zu müssen.² Der Ausschluss aus den Lehrveranstaltungen habe sie als junge Studentin, wie Berthold in ihren Erinnerungen schildert, zwar »sehr betroffen gemacht«, aber nicht »erschüttert«, weil die Lernerfahrungen im Umfeld der Frauenbewegung ihr »Roethes Haltung als etwas völlig Obsoletes erscheinen ließ, als etwas, das im Grunde schon zum Absterben verurteilt war.« (Berthold 1969, 16)

Die offene Diskriminierung durch Roethe führte dazu, dass die Studentin Berthold in der Folgezeit ihre Studienorte mit großem Bedacht danach auswählte, was die Professoren der Altgermanistik vom Frauenstudium hielten. Ihre Wahl fiel schließlich auf das preußische Marburg. Dort war die Altgermanistik mit dem Literaturhistoriker Friedrich Vogt und dem Linguisten Ferdinand Wrede nicht nur äußerst prominent vertreten; Marburg nahm darüber hinaus in der deutschen Universitätslandschaft insgesamt eine frauenfreundliche Sonderstellung ein, was sich unter Studierenden herumsprach: »Von einer Ablehnung der Studentinnen verlautete nichts«, heisst es bei Berthold, »manches deutete eher sogar auf das Gegenteil«. (Lemberg 1996, 63; Berthold 1969, 19)

In Marburg fand Berthold Bedingungen vor, die entscheidend dafür waren, dass sie in der Universität Fuß fassen konnte.³ Denn sowohl Vogt als auch Wrede zeigten sich bereit, die ehrgeizige und zielstrebige Studentin zu fördern. Die Entscheidung allerdings, nicht Lehrerin zu werden, sondern zu promovieren und dann als Dozentin an der Universität zu bleiben, traf Berthold zögerlich und schrittweise. Nach bestandenen Staatsexamen beschloss die 23jährige zunächst, sich durch Privatstunden zu finanzieren, um vor ihrem Eintritt in die Schullaufbahn zu promovieren. Erst zwei Jahre später, mitten im Ersten Weltkrieg, kehrte sie an die Universität Marburg zurück, um die Arbeit dort abzuschließen. In einem Brief an Wrede habe sie zuvor angefragt, ob er eine Halbtagsstelle in seinem dialektologischen Institut für sie habe. Betont schmucklos heisst es in ihren Erinnerungen: »Ich machte keinen Hehl daraus, dass ich eine wirtschaftliche Abstützung brauchte. Doch fügte ich hinzu, dass ich aller Wahrscheinlichkeit nach an der zu leistenden Arbeit ein wachsendes Interesse finden würde.« (Berthold 1969, 23) Wredes Antwort war positiv. Dass vermutlich der Erste Weltkrieg und die zunehmende Knappheit auch an männlichen wissenschaftlichen Hilfskräften ihr diese Stelle verschafft haben, erwähnt Berthold nicht. Denn anders als bei vielen mit der Frauenbewegung weiterhin in Verbindung stehenden Akademike-

² § 3 des Preußischen Erlasses von 1908 gestattete es, dass »aus besonderen Gründen mit der Genehmigung des Ministers Frauen von der Teilnahme an einzelnen Vorlesungen ausgeschlossen werden.« Trotz heftigen Protestes der Frauenbewegung blieb der Paragraph bis zur Revolution von 1918 in Kraft, Boedeker (1939), XLI.

³ Wie sehr dies davon abhängig war, ob die männlichen Professoren ihre weiblichen Schülerinnen zu fördern bereit waren, hat Theresa Wobbe unter anderem am Beispiel von Edith Stein und Hanna Meuter gezeigt, s. Wobbe (1997).

rinnen nahm die Doktorandin den Krieg nur verschwommen und am Rande wahr, was sie im Rückblick einerseits mit der »Introvertiertheit von Examenskandidaten« begründet, andererseits als Defizit der »eigentümlich unpolitischen Atmosphäre« beschreibt, in der sie aufgewachsen sei. (Berthold 1969, 22)

Die halbe Stelle an Ferdinand Wredes dialektologischem Institut katapultierte Berthold in ein von der Preußischen Akademie der Wissenschaften kurz zuvor begonnenes wissenschaftliches Großprojekt und brachte sie in unmittelbare Berührung mit einem zentralen Disput innerhalb der deutschen Mundartforschung. Die Akademie hatte – ironischerweise durch den Berliner Altgermanisten Roethe – Ferdinand Wrede im Jahr 1911 aufgefordert, ein Hessisch-Nassauisches Wörterbuch zu erarbeiten, das zusammen mit einem rheinischen, bayerischen und einem ost- und westpreußischen den Grundstock zu einer Gesamtaufnahme des mundartlichen deutschen Wortschatzes bilden sollte. Wrede nahm das Angebot an, um erstmals ein mundartliches Wörterbuch nach Methoden der Soziallinguistik zu konzipieren, welche regionale Mundarten nicht mehr aus »pseudowissenschaftlichen Lautgesetzen« ableitete, sondern dialektgeographisch und historisch begründete. An diesem Paradigmenwechsel, den die »Marburger Schule« um Wrede zu Beginn des 20. Jahrhunderts erfolgreich betrieb, hatte Luise Berthold erheblichen Anteil. Sie erarbeitete die empirische Grundlage und verfasste alle Beiträge des Wörterbuchs, dessen erster Band nach über einem Jahrzehnt harter Kleinarbeit 1927 zum 400jährigen Jubiläum der Marburger Universität erschien.

Die akribische Arbeit am Hessisch-Nassauischen Wörterbuch wurde zum Unterpfand von Luise Bertholds Karriere an der Universität. Ihre nachträglichen Beschreibungen dieser Zeit lassen darauf schliessen, dass sie sich zur Bewältigung dieser Aufgabe nicht nur einem rigiden äusseren Zeitregime, sondern insbesondere bis zur ihrer Habilitation im Jahr 1923 auch einer harten inneren Selbstdisziplin unterwarf und sich dem Totalitätsanspruch der Wissenschaft ganz verschrieb. Die ersten Jahre kämpfte sie bei der überwältigenden Masse an Material für das Wörterbuch ständig »gegen das Ertrinken« an. Auch als Studentin war sie zielstrebig gewesen und hatte viel gearbeitet, war aber auch gern gewandert, hatte Freundschaften geschlossen und an Geselligkeiten teilgenommen. Nun musste »persönliches ... sehr zurücktreten«, und selbst Spaziergänge gestattete sie sich nur »in Grenzen, ... in denen sie bei der dürftigen Ernährungslage nicht zu sehr ermüdeten.« (Berthold, 1969, 33) Unter diesen entsagungsreichen Bedingungen vollendete Berthold Ende 1917 ihre literaturhistorische Disseration über vorreformatorische geistliche Kontrafakte (Umdichtungen weltlicher Lieder), die 1920 gedruckt erschien. Noch drückender wurde die Belastung, nachdem Wrede ihr das Angebot gemacht hatte, sich zu habilitieren. Nun kam zur Tagarbeit am Wörterbuch die von ihrem Förderer verordnete »eifrige Nacharbeit« für die eigenen Forschungen hinzu, die Berthold in »einer Art feinem Rausch« verbrachte: Hierfür sorgten einerseits eine beträchtliche Menge Kaffee, kümmerli-

che Ernährung, chronischer Schlafmangel, enormer Zeitdruck, wie andererseits auch die Befriedigung über den Fortgang ihrer Forschungen. (Berthold 1969, 30) Die einzige Erleichterung ihrer »dürftigen Lebenslage« schuf der Umzug in die Pension einer Professorenwitwe, unter deren »Schutz« und vorsorglicher Haushaltsführung sie von den schlimmsten Auswüchsen der Inflation verschont blieb. (Berthold 1969, 32)

Ausgleich für die Entbehrung persönlicher Bindungen, physischer Erholung und finanzieller Sicherheit schufen die »bewegte Forschungssituation« ihres neuen Arbeitsgebiets und der tägliche Umgang mit der »schönen«, vor allem wohl außergewöhnlich kooperativen Arbeitsgemeinschaft am Deutschen Sprachatlas unter der Leitung von Ferdinand Wrede, »einem Gelehrten, der in seiner Wissenschaft wirklich lebte«. (Berthold 1969, 27) In diesem Umfeld konnte Berthold sich – mit dem Einsatz ihrer gesamten intellektuellen und physischen Kraft – integrieren in einen sehr »eigentümlichen Zusammenhalt«, der sich im offenen Austausch neuer Erkenntnisse manifestierte. Genau hierauf lässt sich wohl zurückführen, dass Berthold ihren »Lehrjahren« in Wredes Institut den gleichen prägenden Stellenwert für ihr Leben zuschrieb wie Helene Langes »Kursen«.

Dass sie eine Frau war, scheint innerhalb des Instituts nie besonders thematisiert worden zu sein; gleichwohl spielte ihr Geschlecht eine erhebliche Rolle, als es darum ging, ihre Habilitation innerhalb der Fakultät durchzusetzen. Schon der Zeitdruck, mit dem Berthold bei der Abfassung ihrer Habilitationsschrift zu kämpfen hatte, hing damit zusammen, dass Wrede das Verfahren in der Amtszeit des Dekans, dessen Unterstützung er sich sicher war, durchbringen wollte. Dem Linguisten ging es bei alledem um die Zukunft des Wörterbuchs, dessen Finanzierung zwischen 1918 und 1923 zeitweise so ungesichert war, dass er die Honorare nicht oder nur zum Teil auszahlen konnte. Da Berthold sich als »tragende Säule« des aufwendigen Langzeitprojekts bewährt hatte, wollte Ferdinand Wrede ihr eine zusätzliche Finanzierungsmöglichkeit über ein staatliches Privatdozentenstipendium verschaffen. (Berthold 1969: 28) Berthold selbst hoffte, ihr Lehrer setze darüber hinaus auch wissenschaftspolitisch auf sie, um »die neuen und daher immer noch umkämpften Gedanken auf einem weiteren Katheder vertreten zu sehen.« (Berthold 1969, 29) Hierin allerdings mag sie sich getäuscht haben. Denn Wrede scheint davon ausgegangen zu sein, dass es in Preußen noch dauern würde, bis »vollgültige Professuren« an Frauen vergeben würden. Er kalkulierte mehr darauf, die Regierung habe »noch niemals einen Privatdozenten verhungern lassen«, wie er im Dezember 1923 an Bertholds Mutter schrieb. (Berthold 1969, 31)

Fristgerecht reichte Luise Berthold im Sommer 1923 ihre Habilitationsschrift ein. In dieser Arbeit über »Alten Text und moderne Mundart« führte sie vor, dass und wie die Forschungsergebnisse im Bereich der zeitgenössischen Wortgeographie (und der Wörterbucharbeit) systematisch dazu genutzt werden konnten,

Herkunftsort und Entstehungszeit mittelalterlicher Texte zu bestimmen. (Berthold, 1926) Ausschlaggebend für die Zulassung zum Habilitationsverfahren war jedoch nicht allein diese innovative Arbeit, die eine sehr positive Beurteilung erfuhr, sondern die Tatsache, dass das Kollegium sich darüber verständigen konnte, erstmals eine Frau zu habilitieren. Wrede ebenso wie auch der vorzeitig emeritierte Doktorvater von Luise Berthold, Friedrich Vogt, hatten bereits über mehrere Jahre entsprechende Vorarbeit geleistet, letzterer mit dem ausdrücklichen Hinweis darauf, dass er »eigentlich kein Freund von Frauenhabilitationen« sei, in Berthold aber »eine so entschieden wissenschaftlich gerichtete Natur« sehe, »wie man sie nur selten finde«. ⁴ Unter der Prämisse, die Kandidatin als große Ausnahmeerscheinung anzusehen, die über »eine unter Frauen seltene Verstandesschärfe« ⁵ verfüge, liessen sich alle Mitglieder der Kommission zu einem positiven Gesamturteil bewegen. Den Ausschlag hierfür gab Wredes wohl nicht ohne Absicht lancierte Information, Berthold sei von einer außergewöhnlichen »Liebe zur Wissenschaft« getrieben und habe aus diesem Grund gerade ein attraktives Stellenangebot als Bibliothekarin in einem Reichsministerium ausgeschlagen. Dieser Sachverhalt fand in vier professoralen Stellungnahmen ein positives Echo und ging schließlich auch in den Antrag der Fakultät an das preußische Bildungsministerium mit ein, die Kandidatin nach ihrer Habilitation mit einem Dozentenstipendium zu unterstützen. ⁶

Am 8. 12. 1923 erhielt Luise Berthold die *Venia Legendi* für Deutsche Philologie. Sie war damit die erste und für 22 Jahre einzige Frau der Marburger Universität, welche die Hürde der Habilitation nahm; innerhalb der Germanistik in Deutschland gehörte sie neben Agathe Lasch (Hamburg 1919), Melitta Gerhard (Kiel 1926) und Edda Tille-Hankammer (Köln 1925) zu den vier Frauen, welche vor 1933 den Status des Privatdozenten erreichten. (Boedeker 1974, 201–207) Im Gegensatz zu den meisten männlichen Habilitierten bedeutete dies jedoch weder für Berthold noch für ihre drei Kolleginnen den regulären Einstieg in eine Hochschullaufbahn. Ganz in diesem Sinne hatte einer der Gutachter nicht versäumt, darauf hinzuweisen, dass Bertholds Wunsch, habilitiert zu werden, eine Entscheidung sei, die gleichsam auf ihr eigenes Risiko erfolge, weil »die besonderen Schwierigkeiten, die der Frau in der akademischen Laufbahn im Wege stehen, ... eine persönliche Angelegenheit (sind), mit der die Bewerberin sich allein abzufinden hat.« ⁷ War man auch bereit, den Möglichkeiten von Frauen formal Genüge zu tun – eine Veranlassung, weibliche Privatdozenten in das patriarchale System der »Versorgung« bzw. der Berufungen miteinzubeziehen, sahen die meisten Professoren Deutschlands nicht. (Wobbe 2000) Ferdinand

⁴ Friedrich Vogt, Gutachten zur Habilitationsschrift, 23.7.1923, StA Marburg, 307d, Acc. 1966/10, Nr. 82, o.P.

⁵ Prof. Anwers, Gutachtliche Stellungnahme zur Habilitation von Luise Berthold, 3.8.1923, ebd.

⁶ Schreiben des Dekans der philosophischen Fakultät der Universität Marburg an den Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in Berlin, v. 5.11.1923, ebd.

⁷ Prof. Helm, drittes Habilitationsgutachten Luise Berthold, 1.9.1923, ebd.

Wrede scheint auch in dieser Hinsicht eine rühmliche Ausnahme gewesen zu sein. Sein Versprechen gegenüber Bertholds Mutter, »die Augen offen zu halten«, hielt er bis zu seinem plötzlichen Tod im Jahr 1934. Gleichwohl konnte auch er nur bedingt etwas für seinen weiblichen Schützling tun.

Berthold wie die anderen weiblichen Hochschuldozenten der ersten Generation mussten sich trotz allen Engagements in Lehre und Forschung damit abfinden, auch auf lange Sicht keine Chancen auf eine finanziell abgesicherte und ihrem fortschreitenden Alter und wissenschaftlichem Status gemäße Position innerhalb der Universität zu bekommen. Die einzige »ernstliche Erwägung« einer Berufung von Luise Berthold auf einen außerordentlichen Lehrstuhl kam Ende der zwanziger Jahre aus Leipzig. Auch diese realisierte sich jedoch nicht, weil man dort – zu Wredes großem Verdross – schließlich doch davon Abstand nahm, eine Frau zu bestallen.⁸ Berthold blieb also nichts anderes übrig, als in Marburg selbst an ihrem Aufstieg und ihrer finanziellen Besserstellung zu arbeiten, was ihr im Rahmen des Möglichen auch gelang. Zusätzlich zu ihrem Honorar für die Arbeit am Wörterbuch von etwa 200 RM erhielt sie ab 1924 das bescheidene staatliche Dozentenstipendium von etwas über 136 RM im Monat, welches ab Januar 1928 allerdings auf 101 RM gekürzt und auch gegen den energischen Widerstand von Wrede und seinem Kollegen Helm nicht wieder aufgestockt wurde.⁹ Wredes und Helms Bemühungen, Berthold auf anderen Wegen einen angemesseneren Stand innerhalb der Universität Marburg zu verschaffen, brachten nach beharrlichem Drängen und Nachsetzen schließlich einen weiteren Erfolg: Im März 1930 stimmte das preußische Ministerium Wredes Antrag vom November 1927 zu und ernannte seine Mitarbeiterin und Dozentin zur nicht-beamteten, außerplanmäßigen Professorin.¹⁰ Dies bedeutete nicht nur die offizielle Anerkennung ihrer »Berufungsreife«, sondern auch die Zusicherung einer wirtschaftlichen Beihilfe von immerhin 128 RM, was ihre bisherige Situation deutlich verbesserte, jedoch im Vergleich zu den durchschnittlichen Einkommen männlicher Privatdozenten immer noch hinter dem Durchschnitt von 142 RM zurückblieb.¹¹

Als Vertreterin der Privatdozenten in den Gremien der Marburger Universität verschaffte sich Berthold mit der Zeit auch über ihr Fach hinaus Kontakte und Respekt. Und sie scheint nie daran gezweifelt zu haben, als Hochschullehrerin »genau an der Stelle zu stehen, an die ich auch gehörte«. Die Erfahrung aller-

⁸ Brief von Th. Frings, Germanistisches Institut der Universität Leipzig, an den Rektor der Universität Marburg v. 4.10.1946, StA Marburg, 305a, Acc. 1992/55, Nr. 4226, o. P.

⁹ Antrag von Prof. F. Wrede an das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung v. 21.7.1928, StA Marburg, 307d, Acc. 1966/10, Nr. 82, o. P.

¹⁰ Wredes Antrag v. 21.11.1927 bezog sich zunächst darauf, Berthold als Kandidatin für eines der »Jubiläums-Extraordinarien« für die 400 Jahrfeier der Marburger Universität vorzusehen, s. Antrag v. Wrede an den Kurator der Universität Marburg v. 21.11.1927, ebd.

¹¹ Aufstellung der Einkommensverhältnisse der Privatdozenten und der außerordentlichen Professorin, o. D. (Mai 1930), StA Marburg, 305a, Acc. 1992/55, Nr. 4226, o. P.

dings, als einzige auf Marburg verwiesen zu bleiben, während die männlichen habilitierten Kollegen in der Regel vor ihrem 30. Lebensjahr wegberufen wurden, sorgte zwangsläufig dafür, dass sie sich als weibliche Dozentin in der Weimarer Zeit »des Besonderen ihrer Lage bewusst« blieb. (Berthold 1969, 30)

1933–1945: Unbehelligt »durch die Nacht«

Anders als alle anderen habilitierten Frauen ihres Fachs konnte Luise Berthold ihre Position im Dritten Reich behalten. Agathe Lasch in Hamburg hingegen wurde 1934 im Alter von 55 Jahren emigriert; eine Einladung an das amerikanische Frauencollege Bryn Mawr zerschlug sich, und Lasch wurde 1942 nach Lodz deportiert und umgebracht. Melitta Gerhard, Privatdozentin der Universität Kiel, gelang nach ihrer Emeritierung im Jahr 1934 die Emigration in die USA, wo sie an verschiedenen Colleges ihre Lehrtätigkeit fortsetzte. (Dane 1994) Edda Tille-Hankammer hat nach ihrer Beurlaubung im Jahr 1935 nicht weiter wissenschaftlich gearbeitet.¹²

Bislang ist wenig darüber bekannt, unter welchen Bedingungen es für Frauen möglich war, ihre Arbeit in Forschung und Lehre an den Universitäten des Dritten Reichs fortzusetzen.¹³ Im Falle von Luise Berthold hing es zunächst offenbar mit dem Stillstand ihrer Karriere am Ende der Weimarer Republik zusammen, dass sie nicht entlassen wurde. Sie war noch keine Beamtin; darüber hinaus hatte sie – was über die Hälfte der insgesamt 54 habilitierten Hochschullehrerinnen 1933 ihre Existenzgrundlage raubte – keine jüdischen Vorfahren. Und auch politisch hatte sie sich nicht exponiert. Ein zusätzlicher Schutz war für sie, dass das Wörterbuch nicht der Universität, sondern der Preußischen Akademie der Wissenschaften unterstand. Ihre Forschungen ließen sich aus völkischer Sicht für wichtig erachten, unabhängig davon, dass Berthold selbst sich wissenschaftlich in keiner Weise kompromittiert hat.

Insgesamt brachte die Übergabe der Macht an die Nationalsozialisten für sie keine beruflichen Einschränkungen, sondern sogar einige nicht unbedeutende Verbesserungen mit sich. Nach Wredes Tod im Jahr 1934 sicherte Berthold sich die Leitung der Wörterbucharbeit auch nach außen hin. Über die Vermittlung der Akademie der Wissenschaften wäre es sogar beinahe dazu gekommen, der neuen Leiterin des Wörterbuchs einen außerordentlichen Lehrstuhl in Marburg einzurichten. Berthold lehnte dies unter einem Vorwand ab, auch weil sie inzwischen Mitglied der bekennenden Kirche geworden war und an der Universität

¹² Alle Angaben aus: Boedeker (1974), 201–211. In Bezug auf das Schicksal von Agathe Lasch stimmen die Angaben dort nicht; in Ergänzung s. Berthold (1969), 57.

¹³ Dem Schicksal der Frauen, die ihre Positionen verloren und emigrieren mussten, wird aus naheliegenden Gründen mehr Interesse entgegengebracht. Vgl. Vogt 2000: 200; Timm 1992; Wobbe, 1997; Fischer 1999.

möglichst wenig auffallen wollte. Stattdessen akzeptierte sie eine Erhöhung ihres Lehrauftrags, der einen Ausgleich dafür schaffen sollte, dass sie als Leiterin der Arbeit am Wörterbuch auf ihre Bezüge verzichtete. (Berthold 1969, 42) Sie blieb auch in der Lehre unbehelligt. (Berthold 1969, 49) Kurz vor dem Beginn des Zweiten Weltkriegs beantragte die Fakultät ihre Ernennung zum außerplanmäßigen Professor. Hierdurch wurde Berthold Anfang 1940 Beamtin auf Widerruf und bekam erstmals ein niedriges, aber festes Gehalt in Form einer Diäten-dozentur.¹⁴ Materiell abgesichert und fachlich überraschend unbeeinträchtigt, konnte sie sich der intensiven Weiterführung ihres Lebenswerkes, dem Wörterbuch, widmen. 1942 erschien dessen zweiter Band (L-R).

Bertholds autobiografische Aufzeichnungen aus dem Jahr 1969 lassen allerdings keinen Zweifel daran, dass die gesellschaftlichen Zerreißproben der Weimarer Republik und der Beginn der nationalsozialistischen Diktatur ihre zunehmende Politisierung nach sich zogen. Bereits 1919 war sie der DVP beigetreten; ebenso berichtet sie davon, frühzeitig Hitlers »Mein Kampf« studiert zu haben, einer Lektüre, der 1932 ein Artikel über die frauenfeindliche Haltung der Nationalsozialisten in der Marburger Tagespresse folgte. (Berthold 1932) Ab dem Jahr 1933 tritt in ihrem Lebensbericht die Darstellung der wissenschaftlichen Arbeit dann deutlich zurück hinter die ausführliche Begründung ihrer Gegnerschaft zum Nationalsozialismus, Schilderungen der Gleichschaltung innerhalb der Universität Marburg, der Ausgrenzung, Emigration und Deportation jüdischer Kollegen und Freunde, wie auch ihrer zunehmenden persönlichen Isolierung. (Berthold 1969, 54) Gewiss ist bei dieser Art des Schreibens in Betracht zu ziehen, dass in den sechziger Jahren neue Formen der öffentlichen Auseinandersetzung mit der NS-Zeit die Darstellung ihrer Biografie beeinflusst haben werden. (Frei 1996, 406) Deutlich und glaubhaft scheint jedoch, dass Bertholds Selbstverständnis als Wissenschaftlerin sich vor allem während der NS-Zeit grundlegend veränderte. An die Stelle der fast ausschliesslichen Hingabe an die Wissenschaft trat die Überzeugung, als Hochschullehrerin in besonderer Weise politisch verantwortlich zu sein und hierin bislang versagt zu haben: »Auch ich hatte es politisch an mir fehlen lassen ... Zur Ruhe kam ich erst, nachdem ich mir selber versprach, dass ich, wenn ich durchkäme, politisch mitarbeiten würde.« (Berthold 1969, 59)

¹⁴ Ernennung von Luise Berthold »zum a. o. Professor unter Berufung in das Beamtenverhältnis« v. 10.1.1940, Reichminister für Wissenschaft, Bildung und Kunst an den Rektor der Universität Marburg, StA Marburg, StA Marburg, 307d, Acc 1966/10, Nr. 82, o. P.

1945–1957: Wissenschaft und Hochschulpolitik

Ihre seit Beginn der Weimarer Republik erkennbare und nach 1933 zunehmende Politisierung setzte Berthold nach 1945 mit erstaunlicher und außergewöhnlicher Konsequenz in politisches Handeln um. Ein erster Anstoß zur Aktivität kam durch die amerikanische Besatzungsmacht, die politisch unbelastete Frauen bevorzugt mit öffentlichen Funktionen betraute. So wurde Berthold im Herbst 1945 als einzige Nicht-Ordinaria in die Selbstverwaltung der engeren Fakultät bestellt. Außerdem wurde sie Mitglied in einer Berufungsinstanz der Entnazifizierungskammer, engagierte sich bei der Christlichen Nothilfe, beteiligte sich an der Gründung eines Frauenausschusses und zog im Mai 1946 als Stadtverordnete für die liberale LDP ins Marburger Stadtparlament ein. (Schüller 1995) Nicht wenige Frauen der westdeutschen Frauenbewegung nach 1945 haben ihr politisches Engagement als Reaktion auf die NS-Zeit beschrieben. Als Angehörige der Universität allerdings wurde Berthold durch ihr kommunalpolitisches Engagement im doppelten Sinne zur Ausnahmeerscheinung. Denn überwiegend setzte sich in den Universitäten der Nachkriegszeit eine Haltung »politischer Reserviertheit« durch, und gerade in den ersten Jahren nach dem Kriegsende manifestierte sich diese in einer ausgeprägten Frauen- und Reformfeindlichkeit.¹⁵

1946 schien auch Bertholds wissenschaftliche Laufbahn wieder in Bewegung zu kommen, denn die philosophische Fakultät setzte an, ihr zum 1948 bevorstehenden 25jährigen Jubiläum der Habilitation »Titel und Rang eines ordentlichen Professors« zu verschaffen.¹⁶ Einer solchen Berufung standen vordergründig haushaltsrechtliche Gründe entgegen, die allerdings weder das Kuratorium der Universität noch das hessische Kultusministerium ausräumen wollten. Es dauerte daher sieben Jahre, bis Bertholds Diätendozentur wenigstens in ein beamtetes Extraordinariat mit Pensionsansprüchen umgewandelt wurde. Erst 1952 wurde die nunmehr 62jährige auf einen außerordentlichen Lehrstuhl berufen. Diese nochmalige langjährige Zurückstellung hat entscheidend dazu beigetragen, dass Berthold nun auch überregional hochschulpolitisch aktiv wurde.¹⁷ Die Kränkung des zähen Tauziehens um ihre Verbeamtung vermochte sie als politischen Skandal zu deuten. Einzig wegen ihres Geschlechts geschehe es, dass eine

¹⁵ Schlüter (1996), 451. Auf Bertholds Einspruch hin nahm die Universität Marburg im Winter 1945/1946 ihren Beschluss zurück, in den naturwissenschaftlichen Fächern ein Studienverbot für weibliche Studierende zu erlassen, Berthold (1969), 65.

¹⁶ Rektor der Universität Marburg an das Großhessische Ministerium für Kultus und Unterricht v. 1.6.1946, StA Marburg, 307d, Acc. 1966/10, Nr. 82, o. P. Der Dekan der theologischen Fakultät Friedrich Heiler sorgte dafür, Bertholds Jubiläum mit dem Ehrendoktor der theologischen Fakultät zu würdigen.

¹⁷ Der entscheidende Vorstoß kam, nachdem Berthold wegen ihrer Alterssicherung selbst beim Verwaltungsdirektor vorstellig geworden war. Vermerk an die Phil. Fak. v. 1.4.1949, StA Marburg, 310, Acc. 1992/55, Nr. 6119, o. P.

Frau »in der Regel nicht nach auswärts, d. h. auf eine vorhandene Planstelle, berufen wurde, wie das bei den männlichen Kollegen üblich ist.« (Berthold 1969, 75) Was genau dies bedeutete, führte die Universität Marburg ihr vor der Pensionierung noch ein letztes Mal vor: Im Zuge der Berufungsverhandlungen mit ihrem männlichen Nachfolger wandelte man ihre so zäh erkämpfte außerordentliche Professur 1956 ohne viel Federlesens in einen ordentlichen Lehrstuhl um. Obgleich Berthold von dieser Aufwertung keinen Nutzen mehr haben würde, scheute die Fakultät sich nicht, die Aufwertung der Stelle als »Anerkennung des lebenslangen opfervollen Wirkens der Frau« anzupreisen, »deren Lehr- und Forschungstätigkeit die Stelle erst begründet hat.«¹⁸ Das Angebot an sie selbst, ihr für das letzte Dienstjahr noch ein »persönliches Ordinariat« zuzuschancen, lehnte Berthold mit einer politischen Begründung ab: Jedermann wisse, dass das Extraordinariat keine angemessene Anerkennung ihres Wirkens sei, und sie sei nun entschlossen, es bei diesem Makel zu belassen, damit ihr Fall »als Hinweis auf die immer noch prekäre Lage der Dozentinnen zeichenhaft und daher nützlich wirken« könne. (Berthold 1969, 92)

Luise Berthold nahm ihre eigene Erfahrung zum Anlass, die Diskriminierung von weiblichen Dozenten als politisches Problem an der Hochschule öffentlich zu thematisieren und ließ sich damit auf das Risiko ein zu beweisen, dass diese »Abwertung ... Diskriminierung ist und nicht ein völlig gerechtfertigtes objektives Urteil.« (Brentano, 1963, 87) Als Mitglied des Deutschen Akademikerinnenbundes (DAB) und Vorsitzende seines Hochschulausschusses wurde Berthold ab 1950 zur Wortführerin einer winzigen Gruppe hochschulpolitisch aktiver weiblicher Hochschulangehöriger. Berthold leitete den Hochschulausschuss des Akademikerinnenbundes bis 1957. Während dieser Zeit gelang es ihr und ihren wenigen Mitstreiterinnen durchzusetzen, dass Frauen in der übermächtigen Männerwelt des westdeutschen Hochschulwesens nicht weiterhin systematisch übersehen werden konnten. Dies freilich war zu Beginn der fünfziger Jahre die Regel, wenn es um Berufungen ging: Öffentliche Stellenausschreibungen waren im akademischen Betrieb bis weit in die sechziger Jahre unbekannt, so dass es keine Möglichkeit gab, bei Besetzungsverfahren anders als über Empfehlungen von Dritten auf sich aufmerksam zu machen. (Schlüter 1996, 460)

Das systematische Übersehen fand aber auch bei der Besetzung wissenschafts-politischer Gremien statt. Als die westdeutsche Rektorenkonferenz und der Hochschulverband 1951 in Hinterzarten eine zehntägige Klausurtagung in der Abgeschlossenheit des Schwarzwalds durchführten, auf der – wie es hieß – »alle Schichten und Kreise des deutschen Hochschullebens zu Wort kommen sollten« (Tellenbach 1963, 84), um Vorschläge für eine umfassende Hochschulreform zu entwerfen, geschah auch dies wie selbstverständlich ohne Frauen. Dass sie tatsächlich bei den wichtigen Reformgesprächen völlig außen vor geblieben

¹⁸ Phil. Dekanat an das Hessische Ministerium für Kultus, 7.10.1955, StA Marburg, 305a, Acc. 1992/55, Nr. 4226, o. P.

waren, wurde im Akademikerinnenbund erst auf der Mitgliederversammlung in Göttingen von 1952 deutlich. Der Verband entschied in dieser Situation, die Hinterzartener Empfehlungen zur Hochschulreform im nachhinein mit einer Resolution gutzuheißen und mit zwei Punkten zur Lage weiblicher Hochschulangehöriger zu ergänzen. Der prozentuale Anteil von Frauen an der gesamten Hochschullehrerschaft mit Professorentitel, so hieß es darin, sei in Westdeutschland mit 3,2% ebenso niedrig wie im Iran, und dies sei nicht auf mangelnden weiblichen Nachwuchs, sondern auf eine »auffallende Berufungsscheu« gegenüber Frauen zurückzuführen.¹⁹

Ihrem in dieser Resolution eher verhalten zum Ausdruck gebrachten Zorn machte Luise Berthold in einem persönlichen Schreiben an den Vorsitzenden des Ausschusses für Hochschulreform, Gerd Tellenbach, unmissverständlich Luft. Berthold warf ihrem männlichen Kollegen kein bewusstes Übergehen vor. In ihren Augen war das durch eigene Erfahrung wohl bekannte systematische »Nicht-Daran-Denken« noch viel schlimmer, wenn es rechtfertigten sollte, warum Dozentinnen bei Berufungen oder Benennungen in hochschulpolitische Gremien übergangen wurden.²⁰

Der Protest blieb nicht folgenlos. Von nun an konnten die Kollegen an Berthold selbst nicht mehr vorbeigehen und luden zur Honnefer Reformkonferenz von 1955 auf wiederholtes »Drängen« sogar zusätzlich die Münchener Betriebswirtin Prof. Liesel Beckmann ein. Beiden Frauen gelang es, die Honnefer Reformkonferenz von 1955 zu veranlassen, die Empfehlung zu verabschieden: »Wo geeignete weibliche Hochschullehrer zur Verfügung stehen, sollten die Fakultäten auch sie für die Besetzung des Lehrstuhls in Erwägung ziehen.«²¹ So defensiv diese Forderung heute auch klingen mag - für die fünfziger Jahre war diese schriftliche Fixierung ein eindeutiger Erfolg, umso mehr, als auch die Westdeutsche Rektorenkonferenz sie anschließend billigte.²²

Um dieser Empfehlung die nötige praktische Stoßkraft zu geben, konnte sich Berthold 1955 auf die Arbeit von drei weiteren Mitgliedern des Hochschulausschusses des DAB stützen: Charlotte Lorenz, Asta Hampe und Wanda v. Beyer erstellten sozialstatistische Grundlagen zur Situation weiblicher Studierender und Lehrender und listeten nach Disziplinen gegliederte Übersichten aller Dozen-

¹⁹ Zur Hochschulreform. Schreiben des Deutschen Akademikerinnenbundes an den Vorsitzenden des Ausschusses für Hochschulreform, Prof. Tellenbach, Freiburg/Br., Informationen für die Frau, Jg. 2, 1953, Nr. 1, 11-13.

²⁰ »Es hat mich ... außerordentlich befremdet, dass ... Frauen derartig schlecht vertreten waren. ... Ich höre Ihre Antwort darauf bereits, und zwar in dem Sinne, dass kein bewusstes Übergehen vorliege, sondern nur ein Nicht-daran-Denken. Darf ich darauf hinweisen: Selbst ein bewusstes Übergehen wäre in gewissem Sinne noch besser als dies befremdliche Nicht-daran-Denken. Es ist umso befremdlicher, wenn es aus Kreisen kommt, die sich mit großem Ernst um eine moderne Hochschule bemühen....« Berthold an Tellenbach v. 18.11.1952, BAK, B 232/92, o. P.

²¹ Stellungnahme zu den Empfehlungen des Wissenschaftsrates - Zur Lage der weiblichen Hochschullehrer, in: Informationen für die Frau, Januar 1961, 8.

²² Mitteilungen des Hochschulverbandes 3, 182.

tinnen auf, um das weibliche Potenzial der westdeutschen Universitäten sichtbar zu machen. Diese Daten wurden zum Ausgangspunkt der bereits Mitte der fünfziger Jahre lauter werdenden Kritik am westdeutschen Bildungssystem, also lange, bevor in den sechziger Jahren das Schlagwort von der »Deutschen Bildungskatastrophe« die Republik in Alarmbereitschaft versetzte. Die Kritik an den schlechten Bedingungen für Frauen an der Universität hatte, wie die Aktivitäten des Hochschulausschusses unter dem Vorsitz von Luise Berthold belegen, entscheidend damit zu tun, dass dieses Gremium solche Kritik formulierte, sorgfältig untermauerte und ihr erfolgreich Gehör verschaffte. Dies konnte freilich noch lange nicht bedeuten, eingeübte Praktiken männlich dominierter Wissenschafts- und Berufungspolitik aufzubrechen.

Allerdings gelang es auch nicht, unter den weiblichen Dozenten und Studierenden der Nachkriegszeit an eine weibliche akademische Tradition anzuknüpfen, die den verbindenden »schönen Schwung« der ersten Stunde des Frauenstudiums zurück in die Hörsäle getragen hätte. Wenn die Wiesbadener Zeitung Luise Berthold 1966 anlässlich ihres 75. Geburtstags die inzwischen hochgeehrte zum »letzten Ritter der klassischen Frauenbewegung« schlug, so stimmte dies zwar nicht in dem Sinne, dass Berthold zu Weimarer Zeiten frauenpolitisch aktiv gewesen wäre. Es traf jedoch insofern zu, als sie nach 1945 zu einer wichtigen Figur der westdeutschen Frauenbewegung wurde und sich im Alter immer deutlicher auf den prägenden Einfluss ihrer letzten beiden Schuljahre bezog. Den dritten Band des Wörterbuchs (S) widmete Berthold 1967 dem Andenken von Helene Lange, »jener Frau, ohne die auch mein Studium und die daran anschließenden Arbeiten nicht möglich gewesen wären.« (Berthold, 1967, VII) Diese Rückbesinnung schien den meisten jüngeren Dozentinnen wie auch Studentinnen in den fünfziger und sechziger Jahren fehl am Platze. Die Statistikerin Asta Hampe, Privatdozentin an der Universität Hamburg (und ab 1964 Lehrstuhlinhaberin in Marburg), beklagte 1959, dass der Deutsche Akademikerinnenbund von den meisten Dozentinnen als »liebenswertes Relikt aus den Pionierzeiten der Frauenbewegung« angesehen werde und für die meisten ihrer Kolleginnen nur wenig Anziehungskraft besaß.²³

Es scheint sich nach 1945 Ähnliches wiederholt zu haben, was Marianne Weber als »Typenwandel der studierenden Frau« schon im Jahr 1917 beschrieben hatte: Mit der weiteren scheinbaren »Normalisierung« des Frauenstudiums veränderten sich Ansichten, Verhaltensweisen und Ziele weiblicher Studierender (und nachwachsender Lehrender) so schnell und weitgehend, dass eine gemeinsame Sprache zwischen den Generationen kaum entstand.²⁴ Zwar konnte weiterhin keine Rede davon sein, dass Frauen als Studentinnen und Dozentinnen an

²³ Asta Hampe, Bericht über die Arbeit des Hochschulausschusses des DAB für das Jahr 1959, BAK, B 232/92, o. P.

²⁴ Insofern trifft, was Irene Stoehr als Generationenkonflikt innerhalb der Frauenbewegung beschreibt, insbesondere auch für die Hochschule zu, siehe Stoehr (2000); auch Gerhard (1995).

der Hochschule willkommen waren. (Anger, 1960) Sich etwa für frauenpolitische Belange an der Hochschule einzusetzen, lehnte der weibliche akademische Nachwuchs jedoch nach der Einschätzung von Wanda v. Beyer »mit vollem Recht und gutem Instinkt für die Verhaltensforderung einer Aufstiegslaufbahn ... ab.« (v. Beyer, 1962) Auch nahm der gesellschaftliche Druck für Frauen zu, qualifizierte Berufs- und Karrierewünsche nicht auf Kosten ihrer »Weiblichkeit«, d. h. ohne Heirat und Familiengründung zu verwirklichen. Die Zeiten der »versuchten sogenannten Vermännlichung«, in denen Frauen zwischen wissenschaftlicher und weiblicher Berufung wählen müssen, seien auch an der Hochschule vorbei, hieß es. (v. Oertzen, 2000)

Luise Berthold, die selbst nie geheiratet hatte und in ihrem schlichten, strengen Auftreten dem Bild der »vermännlichten« Gelehrten alten Musters wohl entsprach, hat sich über diesen oft beklagten Riss zwischen den Generationen nicht direkt geäußert. Wohl aber hat sie anlässlich einer Empfehlung des Wissenschaftsrats von 1961, bei Stellenbesetzungen keine Hausberufungen mehr zuzulassen, sondern neue Kräfte von außen zu holen, im Alter von 70 Jahren erneut öffentlich protestiert und auf einen tragischen Rückkoppelungseffekt von Berufungspraxis und Vorbildfunktion bzw. Nachwuchsverhalten von Frauen verwiesen. Für weibliche Hochschulangehörige sei das »Hochdienen« an der eigenen Universität nach wie vor oftmals die einzige Chance, eine Professur zu bekommen. Angesichts dieser Tatsache befürchtete sie für die Zukunft eine weitere Zunahme der »Dauerzurücksetzung« vieler »fachlich voll ausgewiesener« Dozentinnen. Die schlechten Aufstiegschancen von Frauen in der Universität wirkten sich, wie sie betonte, nicht nur »niederdrückend« auf die Hochschullehrerinnen selbst und ihre Leistung aus. Auch machten diese sie für den weiblichen Nachwuchs zum abschreckenden Beispiel.²⁵

Literatur

- Anger, Hans (1960): *Probleme der Deutschen Universität. Bericht über eine Erhebung unter Professoren und Dozenten*. Tübingen
- Bayer, Wanda v. (1962): Die Stellung der Frau im Lehrkörper der westdeutschen Universitäten. In: *Mädchenbildung und Frauenschaffen*. 10, S. 390-401
- Berthold, Luise (1927): *Alter Text und moderne Mundart. Grundsätzliches zur Heimatbestimmung alter Texte, dargelegt am Prosateil des Stuttgarter cod. theol. et philos. Nr. 190*. Bonn
- Berthold, Luise und Wrede, Ferdinand (1927): *Hessen-Nassauisches Volkswörterbuch, ausgewählt und bearbeitet von Luise Berthold, Bd. I, (A-K)*. Marburg
- Berthold, Luise (1932): Frau und Nationalsozialismus. In: *Hessisches Tageblatt* v. 9.4.1932
- Berthold, Luise (1942): *Hessen-Nassauisches Volkswörterbuch, Bd. II, (L-R)*. Marburg

²⁵ Stellungnahme zu den Empfehlungen des Wissenschaftsrats – Zur Lage der weiblichen Hochschullehrer, Deutscher Akademikerinnenbund, für den Hochschulausschuss unterzeichnet von Luise Berthold, v. Januar 1961, in: *Informationen für die Frau* Nr. 96, 1961, 59–68.

- Berthold, Luise (1967): *Hessen-Nassauisches Volkswörterbuch*, Bd. III, (S). Marburg
- Berthold, Luise (1969): *Erlebtes und Er kämpftes. Ein Rückblick*. Marburg
- Brentano, Margherita v. (1963): Die Situation der Frauen und das Bild »der Frau« an der Universität. In: *Universität und Universalität. Universitätstage 1963. Veröffentlichungen der Freien Universität Berlin*. Berlin, S. 73-93
- Boedeker, Elisabeth/ Mayer-Plath, Maria (1974): *50 Jahre Habilitation in Deutschland*. Göttingen
- Dane, Gesa (1994): Melitta Gerhard. In: Barbara Hahn (Hrsg.), *Frauen in den Kulturwissenschaften. Von Lou Andreas Salome bis Hannah Arendt*. München, S. 219-234.
- Fischer, Ines (1999): Selbstlosigkeit im Zeichen von Wissenschaft und Menschlichkeit. Die Jenaer Theologieprofessorin Hanna Jursch. In: Horn, Gisela (Hrsg.): *Die Töchter der Alma Mater Jenensis. Neunzig Jahre Frauenstudium an der Universität von Jena*. Rudolstadt, S. 157-174
- Frei, Norbert (1996): *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*. München
- Gerhard, Ute (1995): Die »langen Wellen« der Frauenbewegung - Traditionslinien und unerledigte Anliegen. In: Becker-Schmidt, Regina/ Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.), *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*. Frankfurt/M, S. 247-278
- Hampe, Asta (1961): Die habilitierten weiblichen Lehrkräfte an den westdeutschen Universitäten und wissenschaftlichen Hochschulen 1958-1959. In: *Mädchenbildung und Frauenschaffen*. 1961/2, S. 21-30
- Lemberg, Margaret (1997): *Es begann vor hundert Jahren: Die ersten Frauen an der Universität Marburg und die Studentinnenvereinigungen bis zur »Gleichschaltung« im Jahre 1934*. Marburg
- Lorenz, Charlotte (1953): *Entwicklung und Lage der weiblichen Lehrkräfte an den wissenschaftlichen Hochschulen Deutschlands*. Göttingen
- Oertzen, Christine v. (2000): Fräulein auf Lebenszeit? Gesellschaft, Berufung und Weiblichkeit im 20. Jahrhundert. In: *WerkstattGeschichte*. Jg. 9/2000, H. 27, S. 5-28
- Schlüter, Anne (1996): Die ersten Nachkriegsprofessorinnen und die Situation von Wissenschaftlerinnen bis in die siebziger Jahre, in: Kleinau, Elke/ Opitz, Claudia (Hrsg.), *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*. Bd. 2, Frankfurt/M., S. 449-464
- Schüller, Elke (1995): »Neue, andere Menschen, andere Frauen?« Kommunalpolitikerinnen in Hessen 1945-1956. Ein biografisches Handbuch, Bd. I, Abschnitt Marburg. Frankfurt/M., S. 217-244
- Stoehr, Irene (2000): Das wiederholte Veralten der Emanzipation: Die Generationenfrage in der deutschen Frauenbewegung des 20. Jahrhunderts. in: *Ariadne* Nr. 37/38, S. 42-49
- Tellenbach, Gerd (1952): Probleme der Deutschen Hochschulen. Über die Hinterzartener Arbeitstagung im August 1952. In: Reinhard Mielitz (Hrsg.) (1963): *Der Sibyllinische Preis. Schriften und Reden zur Hochschulpolitik 1946-1963*. Freiburg, S. 81-85
- Timm, Angelika (1992): Zur Biografie jüdischer Hochschullehrerinnen in Berlin bis 1933. In: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte*. 1992/21, S. 209-238
- Vanja, Christina (1981): *Luise Berthold. Eine Festschrift zu ihrem 90. Geburtstag*. Marburg
- Vogt, Annette (2000): Die ersten Karriereschritte - Physikerinnen im Berliner Raum zwischen 1900 und 1945. In: Dieckmann, Elisabeth/Schöck-Quinteros, Eva (Hrsg.): *Barrieren und Karrieren. Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland*. Berlin, S. 195-230
- Weber, Marianne (1917): Vom Typenwandel der Studierenden Frau. In: dies. (1919): *Frauenfragen und Frauengedanken. Gesammelte Aufsätze*. Tübingen, S. 179-200
- Wobbe, Theresa (1997): *Wahlverwandtschaften. Die Soziologie und die Frauen auf dem Weg zur Wissenschaft*. Frankfurt/M
- Wobbe, Theresa (2000): Generation und Anerkennung: Wissenschaftlerinnen im frühen 20. Jahrhundert. In: Dieckmann, Elisabeth/Schöck-Quinteros, Eva (Hrsg.): *Barrieren und Karrieren. Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland*. Berlin, S. 103-120.